

der kirchlichen Urkraft in Christus grünen und blühen kann. Was an einem Strande augenblicklich verloren geht, sproßt auf einem anderen frischer und mächtiger auf. Und wenn der Jubel unserer Feinde ungeberdig aufschlägt über unser Unglück oder ihren scheinbaren Vorteil, so ist das Wetter bereits im Umschlagen: Maienküfte wehen an, die Kräfte unserer Kirche in neues Wachstum zu treiben. Selbst der Ungläubigste kann diesem unzerstörlichen Riesenbaum seine Ehrfurcht nicht versagen; der Instinkt aller Herzen, die atmen auf Erden, bekennet, bewußt oder unbewußt, gerne und ungern, daß die katholische Kirche neue Kraft gewinnt im Prozesse der Zerstörung, Freunden und Feinden uneigennützig heilsam“. Damit sagt der ehemalige Stadtpfarrer von Frankfurt a. M. nichts anderes, als was die Herolde der Zeit durch alle Jahrhunderte über die Kirche anmerken mußten: Daß sie nämlich ein Gottesbau sei und ihre Fundamente auf heiligen Bergen ruhten: „Da fiel ein Platzregen, da kamen Wassergüsse, da bliesen die Winde und stießen an jenes Haus — aber es stürzte nicht ein, denn es war auf Felsen geründet.“ (Mt. 7, 25.)

Auf Wolkenrossen naht der Herr der Wetter,
Voran der Sturm, im Wirbel durrer Blätter,
Bläst die Posaune des Gerichts
Und alles Welke fährt ins Nichts.

Wer wankt da nicht?

Die wanken nicht,

Die fest umfassen der Erlösung Zeichen —
Die stehn im Sturme stark wie die Eichen.¹⁾

Keine Freude ohne Gott.

Von Dr R. Klimsch, Wolfsberg in Kärnten.

Betende Hände hebe ich auf
Zu dir, von dem mir die Wolken erzählen
Und Sonne und Sturm und das eigene Herz.
Es sah dich keiner, es hörte dich keiner
Und dennoch ziehst du leuchtende Spuren
Durch dieses Lebens brausende Seele
Und winkst Verirrten
Ans sichere Ufer
Und bietest Heimat ewig Verlorenen,
Und Frieden denen,
Die friedlos sind.

Anna Ritter.

Ohne Glauben an Gott, ohne Hoffnung auf Gott, ohne Liebe Gottes gibt es für den Menschen keine wahre Freude, denn die Seele des Menschen ist für Gott geschaffen und bleibt unruhig, bis sie ruhet in ihm.

So mancher Gottesleugner hat in erschütternden Worten geschildert, was es um das Unglück einer Seele ohne Gott ist.

¹⁾ Eichen, Kreuzesminne, S. 71.

Der Dichter Lenau, der seinen Glauben verloren, weiß nicht Worte zu finden, um die Gottverlassenheit seiner Seele zu schildern. Er sagt, ihm komme die Welt, die ganze Schöpfung in seiner Gottverlassenheit vor wie eine verödete Stadt mit langen, dunklen Gassen, durch die er wandere. Ihm sei zumute, als müsse er den Stein umarmen, als müsse er den Wind umfassen, doch alles stoße ihn ab, weiche scheu vor ihm zurück, aus allen Hütten grüße ihn nur Sterben und Verderben. Voll Verzweiflung ruft der unglückliche Dichter bei seinem trostlosen Gange durch die Gassen der Schöpfung aus: Ungläubig, ohne Gott! Der Weg ist schaurig, der Zugwind in den Gassen kalt, und du? Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig.

Auch der ungläubige Kirchenhasser Heine hat es erfahren, daß es ohne Gott kein Glück auf Erden gibt. Wenige Jahre vor seinem Tode, im tiefsten Elend, schrieb er an seinen Bruder Max: „Ich bot dem Himmel frech die Stirne . . . und deswegen liege ich jetzt am Boden wie ein zertretener Wurm. Ruhm und Ehre dem Gott in der Höhe! Dein armer Bruder Heinrich.“

Wie es demjenigen zumute ist, der Gott verlassen hat, sagt uns auch der Dichter Clemens Brentano: „Er käme sich vor wie ein Landmann und sein Leben erscheine ihm wie ein ödes, ausgehörtes Saatfeld, worauf er immerfort beschäftigt sei, Elend zu bauen, Elend zu pflanzen. Und aus seinem verzweifeltsten Herzen ringt sich der Schrei eines Knechtes aus der Tiefe los:

Meister, ohne dein Erbarmen
Muß im Abgrund ich verzagen,
Willst du nicht mit starken Armen
Wieder mich zum Lichte tragen!“

Karl Hilty schreibt ohne Bedenken: „Glückliche Gottesleugner gibt es nicht. Jeder könne das in allen ihm zugänglichen Beispielen beobachten.“

D. Dreher versicherte: „Er habe in den Reihen der Ungläubigen unbefangen nach solchen gesucht, bei denen alles Denken, Empfinden und Handeln voll und freudig wie ein mächtiger Strom aus unerschöpflichen Quellen hervorbräche, er habe sie nicht gefunden. Unverwüftlichen Lebensmut und tiefen Frieden, eine alle Disharmonien weit übertönende, siegreich durchbrechende Lebenseinheit habe er nur bei den Helden des Glaubens gefunden.“

Der Gottesleugner Friedrich David Strauß spricht von einem in der Länge doch ermüdendem Tagwerk, wovon im Tode losgebunden zu werden wir froh sein müßten.

Der russische Schriftsteller Tolstoi empfand, ehe er Gott suchte, mitten im Glück das Leben als Täuschung, Unsinn, als einen dummen, bösen Spaß, der ihm von irgend wem gespielt werde. Der in glücklichen äußeren Verhältnissen lebende Philosoph Schopenhauer rief in seiner letzten Krankheit, von Schmerzen gefoltert, mehrmals aus: „O Gott, mein Gott!“ Ein Arzt, der zugegen war, fragte: „Existiert

denn noch ein Gott für Ihre Philosophie?" Da erwiderte der Gequälte: „Sie reicht ohne Gott in den Schmerzen nicht aus.“

Der französische Gottesleugner Voltaire schrieb in seiner letzten Stunde nach Gott und Priester und er starb in gräßlicher Verzweiflung, weil man keinen Geistlichen zu ihm ließ.

Auch Nietzsche, der verwegen und gotteslästerlich den persönlichen Gott bekämpfte und im Irren starb, ruft einmal verzweifelnd aus: „Du wirst niemals mehr anbeten — es gibt keine Vernunft mehr in dem, was geschieht, keine Liebe mehr in dem, was geschehen wird!“ Und ein anderes Mal: „Ach, wohin soll ich denn noch steigen mit meiner Sehnsucht? . . . Von allen Bergen schaue ich aus nach Vater- und Mutterländern . . . Aber Heimat fand ich nirgends. Unstet bin ich in allen Städten und ein Aufbruch an allen Toren . . . Vertrieben bin ich aus Vater- und Mutterländern . . . So liebe ich allein noch meiner Kinder Land, das unentdeckte, im fernsten Meere. Nach ihm heiße ich meine Segel suchen und suchen. . . . Wo ist mein Heim? Darnach frage und suche und suchte ich. Das fand ich nicht; o ewiges Ueberall, o ewiges Nirgendwo, o ewiges Umsonst.“

So verlangen wirklich, wie der Gelehrte Max Müller schreibt, alle Menschen nach Gott wie die kleinen, hungrigen Vögel die Schnäbel aufsperrten nach der Nahrung.

Meinen Gott such' ich.

In all dem wüsten Getriebe des Lebens

Will ich ihn finden —

Ihn finden.

Er soll mir entgegenschweben auf silbernen Flügeln

Und mich an seine Brust ziehen

Leise und sacht!

Ganz Liebe,

Ganz Güte. —

Und seine Flügel werden größer und größer

Und umspannen die ganze Welt,

Und alle Geschöpfe bergen sich unter ihnen,

Um sich behüten zu lassen von der Allmacht,

Um sich trösten zu lassen von der Liebe.

Und mein Gott wird der Weltengott,

Der milde herrscht,

Der den Frieden bringt. . . .

Werd' ich ihn finden, meinen Gott,

Den ich suche mit fiebernden Blicken,

Werd' ich ihn finden?

O Gott! —

Gott.

Adolf Grabowsky.

Gerade je älter unsere Forscher werden und je mehr Erfahrungen sie haben, desto mehr wenden sie dem Materialismus den Rücken. Das weiß Ernst Häckel in Jena, der Gottesleugner, wohl und beklagt es. In seinem wirren Buch „Welträtsel“ betrauert er, daß Kant, der größte Philosoph Deutschlands, der selbst zuerst in

seiner Jugend nichts wissen wollte von Gott und Freiheit und Unsterblichkeit, schließlich in seinen späteren Jahren dieses Dreigestirn, diese dreifache Großmacht, wie Häckel sagt, sich genötigt sah, als unentbehrlich zu erklären. Häckel bedauert es auch, daß große Gelehrte, wie Virchow und Du Bois-Reymond, die die hervorragendsten Vertreter des Materialismus waren, in ihren späteren Lebensjahren anderen Anschauungen zur Freude und zum Jubel, wie Häckel sagt, der gesamten ecclesia militans huldigten. Häckel bedauert es endlich auch, daß Gelehrte wie Behr, Wundt und mancher andere in späteren Lebensjahren die materialistischen Schriften und Artikel ihrer Jugend als Jugendsünden und Jugendtorheiten verurteilten.

Schon der Zweifel macht unglücklich, denn sowohl Verstand als Willen des Zweiflers sind in fortwährender Folter.

Rings um sich sieht er die schöne Welt voll wunderbarer Ordnung und Weisheit, und diese Welt darf gemäß seines Glaubensbekenntnisses keinen vernünftigen Erschaffer, Ordner und Erhalter haben. Solch ein Attentat läßt sich die Vernunft nicht ruhig gefallen. Der Gottlose sieht tausende Werke der Frömmigkeit und Tugend, die verrichtet sind im Hinblick auf Gott und eine ewige Vergeltung. In seinem Glaubensbekenntnisse soll es aber keinen Vergelter geben.

Dem Mörder, der, mit vielfachem Mord belastet, in die Ewigkeit kommt, soll es gleich ergehen wie dem Heiligen, welcher sein ganzes Leben im Hinblick auf ein glückliches Jenseits geopfert hat? Ueber dem Menschen steht kein höherer Wille, dem er zu gehorchen, kein Gesetz, das er zu achten, kein Richter, den er zu fürchten hätte? Ohne Scheu soll er allen Leidenschaften und Lastern frönen dürfen? Geirrt sollen haben alle tugendhaften Männer und Frauen, klug gehandelt haben alle rücksichtslosen und gnußsüchtigen? Niemand soll das Recht haben, etwas gut oder böß, Recht oder Unrecht, Tugend oder Laster zu nennen?

Sich einen Genuß versagen, wenn er auch nur mit Verbrechen erreicht werden kann, soll eine Torheit, das Sittengesetz ein bloßes Hirnspinnst, das Gewissen eine Selbsttäuschung sein?

Solche Ungereimtheiten und Lästerungen sollen vernünftig sein? Man braucht sie nur zu nennen, um ihre Unvernunft zu erweisen. Und eine Seele, von solchen oder ähnlichen Gedanken erschüttert, sollte glücklich, friedlich, freudig sein können?

Der spanische Philosoph Balmes hat die Schicksale eines Zwiflers geschildert: „Es gibt Momente, da die Vergnügungen ermüden, da die Welt mit Ekel erfüllt, da das Leben lästig wird, da man das Dasein mühselig hinschleppt, in einer Zeit, die mit träger Langsamkeit dahinschleicht. Ein tiefer Ueberdruß bemächtigt sich der Seele, ein unbeschreibliches Unbehagen ängstigt und quält sie. Es sind nicht brüdende Widerwärtigkeiten, es ist auch nicht Traurigkeit, welche den Geist niederdrückt und ihm schmerzvolle Seufzer entlockt. Es ist eine tödliche Abspannung, eine Unzufriedenheit mit allem, was

uns umgibt, eine peinliche Erstarrung aller Kräfte. Wozu bin ich in der Welt? fragt sich der Mensch. Welchen Nutzen hat es mir gebracht, aus dem Nichts hervorgegangen zu sein? Was verliere ich, wenn ich dem Anblick der Erde mich entziehe, die für mich verwelkt und verjencet ist; einer Sonne, die für mich nicht mehr glänzt? Der heutige Tag ist unbefriedigend wie der gestrige, der morgige wird es sein wie der heutige. Meine Seele dürstet nach Genuß und geniest nicht, verlangt nach Glück und erlangt es nicht.“

Ein Leben ohne Gott hält Bismarck für unerträglich. „Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts wissen will oder nichts weiß, sein Leben vor Verachtung und Langeweile ertragen kann“, schrieb er einmal. (Brief Bismarcks an seine Frau 1851.)

Wo bist du Gott? Ich habe die Wälder
Mit deinem Namen wachgeschrien,
Ließ wund und weinend durch die Felder
Nach dir der Sehnsucht Stimme ziehn.

Gustav Schüler.

Je ungläubiger der Schriftsteller, um so öfter kommt er auf den Glauben zu sprechen, umsoweniger weiß er davon loszukommen, um so deutlicher verrät er das Zittern seines Herzens.

Die Freigeister können von Gott und von der Ewigkeit nicht schweigen, weil ihr Gewissen nicht davon schweigt. Sie lassen niemand mit ihren zudringlichen Reden über die Religion in Ruhe, weil ihnen die Religion keine Ruhe läßt. (A. W. Weiß.)

Die ungläubige George Sand schreibt an Maria Cailland: „Es ist nicht gut, zu schnell von einem Glauben zu einem anderen übergehen. Einen Glauben muß man haben, sonst verzehrt sich das Talent in der leeren Seele vor Fieber und stirbt aus. Mich hat es dreißig Jahre gekostet, bis ich mich in die Philosophie so hineinfand, wie früher in den Glauben und ich habe durch die Marter von schrecklichen Zweifeln gehen müssen.“

Auch Viktor Hugo hat ähnliche Erfahrungen gemacht. Er jagt in einem aufrichtigen Augenblick von sich selber:

Ich kenne viel Gemeines, doch schöner keinen Feind,
Als den ich an dem Zweifel herberg' in meiner Brust:
Wo Nüßung herrscht und Inbrunst, hat er zum Nergeln Lust
Und spottet höhrend grinsend, wo's Herz gebrochen weint.

Der Volkschriftsteller und große Menschenkenner Jeremias Gotthelf (1798—1854) (Albert Bizijs) schreibt: „Man glaubt nicht, was das für einen Einfluß auf ein Gemüt hat, wenn kein Lichtstrahl von oben es mehr erleuchtet, kein Himmelsbrot es mehr kräftigt, die Dornen und Disteln des Lebens es überwuchern, die Sorgen um Gewinn und Gewerbe es, dichten Nebeln gleich, umschleiern. Man denke sich eine wilde Klust, in welcher die Sonne nicht scheint, aus welcher die Nebel nicht weichen, man denke sich das grausige Leben, wenn man gebannt würde in eine solche Klust, da leben müßte in Nebeln und unter dem giftigen Gezüchte und ohne Sonne

nicht einmal sich heben dürfte empor über den Rand der Kluft, um frische, gesunde Luft zu atmen. Ähnlich nun ist es, wo der Geist des Herrn nicht über den Wassern schwebt, das Wort von oben nicht mehr die Sonne ist, welche die Nebel niederschlägt, wo in Dunkel kriechen und wachsen kann, was dem finstern Gemüt entwächst, was die Welt ablagert in das finstere Gemüt."

Ach, meine Augen sind trübe von Staub und Streit,
Mein Fuß ist schwach, ich irr' in Gutem und Bösem,
Ich schreie nach dir, wie das Kind nach der Mutter schreit.

Karl Busse.

Wie viel Stunden hing Jesus am Kreuze?

Von Dr Theodor Juniger.

Die Frage, wie lange unser Herr und Heiland am Kreuze gelitten hat, gehört zu den schwierigsten Fragen der Leidensgeschichte. Ueber besonderen Wunsch der verehrlichen Schriftleitung sei den Lesern der Quartalschrift eine kurze Darlegung des Problems und ein Versuch zu seiner Lösung vorgeführt.¹⁾

Den Endpunkt des Todesleidens Jesu am Kreuze können wir nach den Evangelien leicht bestimmen. Es ist nach Mt 27, 46 ff., Mt 15, 34, Lk 23, 44 ff. das Ende der dreistündigen, wunderbar gewirkten Finsternis, ungefähr drei Uhr nachmittags am Karfreitag. Darüber herrscht kein Zweifel. Unsommer unsicher sind wir bezüglich der Bestimmung des Beginnes der Kreuzigung Jesu. Jene zwei Evangelien, die hierüber deutliche Angaben machen, gehen in diesem Punkte bis zum scheinbaren direkten Widerspruche²⁾ auseinander. Mt 15, 25 heißt es, nachdem B. 21 von Simon von Kyrene, B. 22 bis 24 von Golgotha, vom Rauschtrank und von der Verlosung der Kleider die Rede gewesen, ausdrücklich: Es war die dritte Stunde, als sie ihn kreuzigten. Bei Jo 19, 14 dagegen lesen wir: Es war am Rüsttag für Ostern, ungefähr die sechste Stunde; da sprach er (Pilatus) zu den Juden: Seht hier euern König! Und B. 16: Hierauf übergab er ihnen Jesus zur Kreuzigung. Nach diesen Berichten wird gemäß Mt Jesus um die dritte Stunde (zirka 9 Uhr vormittags) bereits ans Kreuz geschlagen, während nach dem vierten Evangelisten „ungefähr um die sechste Stunde“, also bei Annahme derselben jüdischen Stundenzählung, in der Zeit von 11 bis 12 Uhr vormittags erst die Verurteilung Jesu im Prätorium des Pilatus (in der Davids- oder Herodesburg) erfolgt. Wenn noch die Zeitangaben umgekehrt stünden!

¹⁾ Vergleiche hiezu etwa die Artikel desselben Verfassers in den „Christl. pädag. Blättern“, 38. Jahrgang (1915), S. 39 bis 43 und S. 79 bis 83: Strittige Fragen aus der Leidensgeschichte des Herrn.

²⁾ Vergleiche E. Klostermann, Markus (Vielmanns Handbuch zum Neuen Testament, II. Band, Die Evangelien, 1) S. 139: Die Mt eigen-tümliche Zeitbestimmung läßt sich mit Jo 19, 14 durch keinen Versuch vereinen.